



Nr. 12.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1924.

Zwei Lieder von Jürgen Uhde.

Das Traumgeschöpf.

Es eine gekommen,
Bei Nacht durch das Moor
Hat Frieden genommen
Wie keine zuvor.

Es eine gegangen
Bei Nacht durch den Wald
Wo die Vögel saßen
Ward's einsam und kalt.

Es eine entwichen
Vor Nebel und Tag ...
Der Traum war verblühen,
Allein ich lag.

Stühle.

Sieh, es geht auf die Reize
Mit meiner beneideten Kunst,
Um Blüten betrogene Zweige
Taumeln im herblichen Dunst.

Aus den besungenen Wäldern
Zubelt kein Vogelschlag mehr,
Auf den geernteten Feldern
Suchen die Sammler umher.

Sieh, wie sie streiten und raufen
Um ein vergessenes Korn,
Wie sie es mühsam erkaufen
Blutend in Distel und Dorn.

Die Sage von Helgoland's Untergang.

Von W. Bitterling, Sehe.

Plinius sagt im vierten Buch seiner Naturgeschichte: „Wir wollen jetzt die äußeren Teile von Europa kennen lernen und wenden uns zu der Küste des nördlichen Ozeans. Auf dieser Strecke werden mehrere Inseln ohne Namen aufgeführt. Unter ihnen liegt eine vor Skythien, die Raunonia heißt, eine Tagereise von der Küste entfernt, auf die — nach Timäus Bericht — die Fluten zur Frühjahrszeit Bernstein auswerfen.“ Das ist die erste Kunde von dem rotglühenden Eiland in der Nordsee. Denn Raunonia ist die heute nur noch als einziger Rest ihrer einstigen Größe bestehende Insel Helgoland.

Von da bis zu dem alten Domherrn Adam von Bremen fehlt jede historisch beglaubigte Nachricht von Helgoland. Aber die Sage — die liebevolle Ueberlieferin historischen Geschehens — hat um so üppiger das Eiland umrankt.

So berichtet die chaulische Königsage von dem friesischen König Gyno von Helgoland, daß er seinem Blutsbruder Goinlew, dem König der Chaulen, mit 150 Drachenschiffen zu Hilfe geeilt sei, um die ersten, an der Nordseeküste sich zeigenden Römern (Römer) in einer Seeschlacht zu vernichten. Diese Seeschlacht wurde bei der inzwischen untergegangen — jetzt aber wieder auftauchenden — Insel Schaarbörn geschlagen. Denn Helgoland, so berichtet die an der Nordseeküste sehr lebendige Sage, Helgoland war damals ein so großes Land, daß man eine Woche brauchte, um die ganze Insel zu umwandern. Heute reicht dazu eine Stunde hin,

Daß aber Helgoland tatsächlich einst etwa so groß war wie heute die Insel Rügen, darüber sind — außer den Berichten des um 1250 lebenden Domherrn Adam von Bremen — in den noch vorhandenen Bjarnachweisen des Erzbischofs Bremen keine genauen Angaben. Zur Zeit Barbarossas existierten auf der Insel über zwanzig Kirchspiele, deren jedes fünf bis acht Dörfer umfaßte. Außerdem besaß das Bremer Hochstift dort ausgedehnte Forsten und Meierhöfe. Auch das ist historisch beglaubigt.

Eine der schönsten Sagen von Helgoland berichtet von Isa Goldhaar, der Tochter des Königs Holf von Helgoland. Ihr Vater hatte sie dem schwertmächtigen, an allen Höfen des Nordlands besungenen König Sigtrygg von Helhabu (Habeby bei Schleswig) zum Weibe versprochen. Doch ihr Herz verlangte nach Oslev, dem König der Chaulen. Der war nicht schwertgewaltig, lehrte aber seinem Chaulenvolke den ersten Deichbau, um sich besser gegen die alles überschwemmenden und vernichtenden Nordseefluten zu schützen. Alle Bitten und Tränen seiner schönen Tochter vermochten aber nicht das harte Herz ihres Vaters zu rühren. Und immer näher rückte der bereits festgesetzte Tag ihrer Vermählung.

So ging die Königstochter eines Abends mit ihren Gespielen am Strande lustwandeln und blickte nach der im Südosten als ganz feiner Dunststreifen sich abhebenden chaulischen Küste, wo sie auf der Düne bei Wolbe (Altenwalde bei Lügden) die Königsburg ihres Geliebten zu sehen wähnte. Da faßte Isa Goldhaar den Entschluß, nach Chaulenland hinüberzuschwimmen. Am nächsten Tage war Sommerjonnwendfest; da ging es in der Burg hoch her. Da saß ihr Vater mit seinen Mannen die ganze Nacht beim Methtrug. Ihre Mutter war längst tot und der Bucht der alten Schifferin war Isar Goldhaar längst erwachsen. Als am nächsten Abend die Sonne zur Küste ging, da schlich sich schon Isar heimlich aus der Burg, eilte zum Strande und schwamm davon. Als Lichtungsweiser dienten ihr die überall auf der chaulischen Küste emporlodenden Sonnwendfeuer. Die ganze Nacht war sie rüstig geschwommen und hatte auch bereits ein gutes Stück zurückgelegt. Aber immer noch war die chaulische Küste so fern! Auch merkte sie, daß ihre Kräfte erlahmten.

Da fiel ihr in ihrer Not der Ring mit Odins Wunschstein ein, den sie einst von ihrer sterbenden Mutter erhalten mit der Weisung, den Ring in höchster Not dreimal am Finger von links nach rechts zu drehen, dann werde ihr immer Rettung und Hilfe werden. Isa folgte dem mütterlichen Gebot. Und alsbald nahte auf prächtigem Drachschiff ein ehnägiger, langbärtiger Riese in schimmernder Rüstung. Es war Hadelbernd (Odin). Doch Isa kannte ihn nicht. Sie wurde an Bord genommen, und der gütige Weißbart hüllte die Fröstelnde selbst in einen Mantel von Schwänenflaum.

Dann sprach der Allwaltende: „Isa Goldhaar, ich will dich vor dem Schicksal deiner Mutter, ungeliebtem Manne zu folgen, bewahren. Du rieffst mich in deiner Not, und ich eile, dir beizustehen. Denn wisse, ich war jener Mann, der deiner Mutter Liebe besaß und ihr deinen Wunschring beim Abschied gab. Ich werde dich zu Oslev, dem König der Chaulen führen. An seiner Seite wirst du glücklich sein, wie deine Mutter es einst an der Seite Hols von Helgoland war!“

Und so ist es geschehen. Isa Goldhaar wurde Königin der Chaulen. Und so viel ihr Vater auch wollte, er konnte nichts daran ändern. Als er aber mit seinen dreihundert Drachschiffen an der chaulischen Küste landete, um seinem Schwiegersohn Land und Leute zu verderben, da befahl Hadelbernd der Nordsee, Helgoland zu vernichten. Da heulte der blaue Hans brüllend und tobend seine Schaumrosse über den zu Helgoland gehörenden Welpensand (Wille-

Benfand der Gudrunsfage?), und über zwei Drittel von König Rolf's Inselreich versank in den Fluten. Da merkte der König von Helgoland, daß Odin gegen ihn sei und schloß Frieden mit dem König der Chaucen.

Königin Ilsa aber lebt noch in gutem Gedächtnis in den Spinnstuben an der Nordseefküste. War sie es doch, die den damals beim Spinnen üblichen Handwirbel durch das Spinnrad ersetzte. Dadurch wurde das bis dahin sehr mühselige Spinnen auf einmal durch Einführung des Spinnrades unserer Ahnfrau liebste Beschäftigung.

Dann raunt die Sage weiter von König Waldo von Forstland, das ist Helgoland. Er war als Räuber auf dem Meere gefürchtet und der Schrecken in allen Landen rings um die Nordsee. Mit seinem Namen brachte man die Kinder zur Ruhe. „Paß op, die hilde Waldo kummt!“ rief damals die hantische Mutter ihrem unbändigen Sprößling zu, und im Sandumdrehen war dieser dann artig. Der Königsmantel Walos war eigenartig. Eine alte Singweise berichtet darüber:

„ne geraubte Altardecke
Hat der blonde Friesenrecke
Sich als Mantel umgeschlagen.“

Diese Decke hatte er in einem Kloster Ostangeln (Essex in England) erbeutet. Als er wieder mit seinen Drachschiffen dort harrte, wurde er von einer vom ihm geschändeten sächsischen Häuptlings-tochter erschossen. — — —

Von deutschen Familiennamen.

Von D. M.

(Nachdruck verboten.)

Die Beschäftigung mit deutschen Familiennamen bietet so unendlich viel Interessantes, daß sie den, der sich einmal mit ihr eingelassen hat, selten lösläßt; andererseits aber gibt sie immer neues Neugnis von der alten Wahrheit, daß unser Wissen Stückwerk ist. Das Feld ist allzu groß, um von einem, der die Sache nur als Nebenbeschäftigung betreibt, ganz beachert zu werden, und auch die hochgelehrten Namenforscher von Beruf stehen oftmals vor einem liquet, d. h.: „die Sache ist nicht ganz klar“, sowie von einer so großen Fülle („wer zählt die Völker, nennt die Namen?“), daß kein Ende abzusehen ist. Uebrigens wäre der einzige Weg, zu einem befriedigenden Ergebnis zu kommen, der, daß das Deutsche Reich die Sache in die Hand nähme und eine Anzahl von deutschen Sprachgelehrten damit beauftragte, die deutschen Familiennamen restlos zu sammeln und nach allen Richtungen hin, inhaltlich und sprachlich, zu ordnen und zu erklären. Es kann hier nur angedeutet werden, daß dies zurückgehen müßte einerseits auf die alten deutschen Personennamen, aus denen so viele der Familiennamen sich, vielfach sehr entstellt, abgeleitet haben, andererseits auf Herkunft, Gewerbe, Stand, Eigenschaften und anderes — aber die gegenwärtige Zeit ist nicht dazu angetan. Vorarbeiten liegen ziemlich ausgiebig vor, sowohl allgemein wie örtlich beschrankt; wir nennen von ihnen nur Heintze-Gastorbi (Die deutschen Familiennamen), Abel (Die deutschen Personennamen), Andresen (Die altdeutschen Personennamen in ihrer Entwicklung und Erscheinung als heutige Geschlechtsnamen), Andresen (Konkurrenzen in der Erklärung der deutschen Geschlechtsnamen) und Förlsmann (Altdeutsches Namenbuch). Jeder von ihnen und all den andern, die Familiennamen gesammelt und erklärt haben, bringt auch solche, die sich bei anderen nicht finden, und mancher Privatsammler findet immer wieder neue, besonders wenn er seine Heimat ausreichend kennt, aber an einer systematischen, möglichst lückenlosen Zusammenstellung fehlt es, wie gesagt, noch. Natürlich kann es uns nicht in den Sinn kommen, eine solche auch nur nach der einen oder anderen Seite hin bieten zu wollen, aber wir möchten in einer kleinen Reihe von kurzen Abschnitten den sich dafür interessierenden Lesern des „Niederdeutschen Heimatblattes“ wenigstens einen kleinen Einblick in das große Feld der deutschen Familiennamen bieten, besonders soweit es unsere niederdeutsche Heimat betrifft, nicht ohne gelegentlich auch anderes zu streifen. Wir beginnen mit dem Abschnitt:

1. Mißverständene und unverständene Familiennamen.

Von diesen entstammen viele dem Plattdeutschen, wo sie ihren Sinn hatten, und sind dann verhochdeutsch und ihres Sinnes entleert worden.

Zum Beispiel: Nuffermann. Dabei kann man sich nichts denken; aber es muß ursprünglich plattdeutsch Oppermann, kommt auch noch so vor. Oppermann, richtig verhochdeutsch Opfermann, war vielfach die Amtsbezeichnung des Kirchendiener's, auch Küsters, der mit dem Klingelbeutel die Gaben in der Kirche einsammelte. Diese Bezeichnung lehrte in vielen Kirchenprotokollen wieder; auch wird der Gang mitten in der Kirche der Opferseig genannt. Eine andere schlechte Verhochdeutschung ist Offermann.

Kent, abgeleitet vom lateinischen infans, Kind, dann Knabe, auch Knappe (vergleiche Infanterie) ist ein früher viel gebrauchter plattdeutscher Ausdruck für einen Bediensteten; daher der Name Bursent (die Bure oder Bur ist die alte Bauernschaft) also etwa Gemeindebediener. Verderbt in Bursent, noch ärger in Bauernseind. Rubent (Spottname für einen christlichen Knecht im Hause eines Juden, in Rubenseind; Nonnentent, der Schweinehirt (Nonne ist das verschüttene Schwein, vergl. Nonnenkamp), in Nonnenseind. (Einzeln kann Nonnentent auch der Knecht eines Nonnenklosters gewesen sein, vergleiche Trauennknecht.)

Brokat, auch Brokate, hat nichts mit dem gold- oder silberdurchwirkten Brokatsstoff zu tun, kommt vielmehr von Brokate, Käte am oder im Bruch, ebenso wie Mustat nicht mit Mustativin in Zusammenhang steht, sondern mit Moorlate, Käte am oder im Moor. Auch der Name Delectate gehört in diese Rubrik. Delectate bedeutet eine durch eine Wand der Breite nach in zwei Teile geteilte Käte, auch Dweerhus oder Dweersack genannt.

Buzkohl — nicht der Erzeuger oder Verkäufer dieses Rohls (dann müßte der Name wohl allgemeiner sein), sondern einer, der am alten Pflugland (= Ohl) am oder im Busche wohnte. Meistlich Buttfisch = buten der Wische, und Butterweich = buten des Ortes (vicus, vergl. Weichbild und Brundwig, Braunschweig). Der Krüger am Deiche oder Zeiche, der Dieckkrüger, wurde zum Dieckträger, als er seinen Wohnort wechselte, der Mann aus Finkenwerder (bei Hamburg) zu Finkewirth. Aus Eddelbrod (Eddel = Morast) wurde Edelbruch, der Blame (Niederländer) zu Flamme, der Mann von Edelbleet (altes Fleet) gar zu Goldbleiß, der Kiepenning, der auf jeden Pfennig lebende Sparsame zu Küstenpfennig, wobei man dann auch wohl an „Küsse den Pfennig“ dachte. Der an der doven Beeke (Bach ohne Wasser) Wohnende wurde zu Daubenspeck, der am doven Fleet Wohnende zu Taubenfließ, der von Deberbege (bei Elsfleth) Stammende zu Ueberreich, der umherziehende (fliegende) Schmidt zum Fliegenschmidt, der Banmmüller zum Pannmüller. Sonderbar erging es dem Bley, der seinen Namen, dessen Herkunft von einem Bleye fangenden Fischer er nicht kannte, als Blei in das Lateinische plumbum übersehte und dessen Nachkommen vom Volke Blumenboom genannt wurden, später verhochdeutsch Pflaumenbaum. (Nachweislich!) Seidenstüder, auch Seidenstüder, geht auf sieben Stüd (Sumpf) zurück, vergleiche Siebentamp und Siebenburg. Der mißverständene Wandscherer (Gewandscherer) vergl. Wandmaker, wurde zu von der Scheer, der Spedter, der die Speden, Reisigbündel zur Erhöhung eines niedrigen, wässerigen Weges machte oder legte, zum Spedäter.

Anderer Art ist die Veränderung ursprünglich fremdsprachlicher Namen. „Arieleis“ = Herr, erbarm dich, war ein früher viel gebrauchtes Wort, und wer es oft im Munde führte, wurde leicht darnach genannt, so daß der Name an ihm hängen blieb; mit der Zeit wurde Corleus daraus, auch Kahlreis, sogar Corallis. Viele Variationen eines Namens sind oft ein Zeichen davon, daß man ihn nicht mehr verstand. So gehen auch Miesegans, Miesegades und Miesegans (in Bremen mehrfach) auf den Mann zurück, der bei den alten Landtsknechten das Amt hatte, mit dem Dolche Misericordias = Barmherzigkeit die in der Schlacht rettungslos Verwundeten von ihren Qualen zu erlösen. Daß der Franzose Compère (= Gevatter) in Niedersachsen zu Kumbier wurde, umgekehrt wie der Schwabe Wetterle zum Franzosen Wetterle berichtigten Ange denkens, mag nebenher erwähnt sein.

Diese Reihe ließe sich noch sehr erweitern, aber wir schließen sie, um zu etwas anderem überzugehen.

(Fortsetzung folgt.)

Am Hübendorfs See.

Von W. Kile, Bremerhaven.

(Nachdruck verboten.)

Das Gebiet zwischen der Niederelbe und Niederweser wird in nord-südlicher Richtung von einer im Süden breit ausladenden, in der Mitte sich allmählich verschmälernden und im Norden als Oste-Münne auslaufenden Niederung durchzogen. Zwei natürliche Geestbrücken durchqueren diese von weiten Mooren angefüllte Senke: eine breitere und für den Verkehr wichtigere im Norden bei Bremervörde, und eine schmalere im Süden bei Gnarrendorf.

Das zwischen diesen beiden Uebergängen sich ausbreitende Moorgebiet wird von dem Hamme-Oste-Kanal so durchschnitten, daß auf seinem westlichen Ufer das Spreckenser-Oreler- und Engoer Moor als nordwestlicher Zipfel abgetrennt wird, während der auf dem Ostufer gelegene Hauptteil, gegliedert in Klentendorfer-Warkhauser- und Hübendorfs Moor, das Dreieck zwischen dem Kanal und der Oste ausfüllt.

In dem zur Oberförsterei Ruyhstedt gebührenden Forstort Hübendorfs Moor liegt am Südostrande des langgestreckten Moorsee's Augustendorf der Hübendorfs See, ein Hochmoorsee von nur geringer Tiefe, aber mit mächtiger Faulschlamm-entwicklung. Sein Wasser ist dunkel kaffeebraun gefärbt; es bedeckt eine Fläche von 30 Hektar, gleichwohl gehört der Hübendorfs See zu den kleineren Seen Nordwestdeutschlands. In seinem Nordwestufer befindet sich eine Stauanlage, durch die der Abfluß des Wassers zum Augustendorfer Kanal geregelt wird, durch den der See zum Hamme-Oste-Kanal abfließt. Vor allen anderen Seen unserer engeren Heimat zeichnet sich der Hübendorfs See dadurch aus, daß er rings von Wald, vorwiegend niedrigen Nadelholzbeständen, umschlossen ist. So überkommt den Besucher an seinen Ufern, trotz der Nähe des Dorfes, das Gefühl völliger Einsamung. Herbst und Ernst weichen selbst bei hellem Sonnenschein nicht von dem eigenartig schönen Landschaftsbilde; beim Gewittersturm steigert sich die Stimmung zu düsterer Erhabenheit. —

In der hydrobiologischen Literatur hat der Hübnerhoops See durch S. M. Poppe als Fundort von *Heterocope saliens* Blåbjerg eine gewisse Berühmtheit erlangt. Es ist das ein Kleinkrebs aus der Ordnung der Ruderfüßkrebse, der trotz einer Körperlänge von nur 3 Millimeter zu den größeren Arten seines Verwandtschaftskreises gehört. Das Tier trägt rote und blaue Schmuckfarben von bedeutender Leuchtkraft, ist also kaum zu übersehen; es kann auch bei genauerer Untersuchung mit anderen nicht verwechselt werden.

Der vor kurzem gestorbene Gefascher Weichtierkennner Borchding hat im Jahre 1885 eine Reihe von nordwestdeutschen Seen auf Schnecken und Muscheln untersucht, darunter auch den Hübnerhoops See. Bei dieser Gelegenheit hat er für seinen als Krebsforscher bekannten Freund Poppe zahlreiche Planktonproben eingesammelt. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen hat Poppe in seinen Notizen zur Fauna der Süßwasserbeden des nordwestlichen Deutschlands mit besonderer Berücksichtigung der Crustaceen (Abhandl. Nat. Ver. Bremen, Bd. 10, 1889) mit veröffentlicht. Da Poppe den Hübnerhoops See nicht selbst besucht hat, sind ihm bei der Schilderung der hydrographischen Verhältnisse einige Irrtümer unterlaufen. So spricht er von zwei Abflüssen und von einer Verbindung des Hübnerhoops Sees mit dem Spreckelsee. Durch Vergleichung des Berichtes, den Borchding über den Verlauf und die Ergebnisse seiner Sammelreise in seinen Beiträgen zur Molluskenfauna der nordwestdeutschen Tiefebene (Jahresheft Nat. Ver. Lüneburg, Bd. 10, 1885—1887) gegeben hat, konnte ich feststellen, daß das von Borchdingen als Hübnerhoops See bezeichnete Wasserbeden dem auf den Karten unter diesem Namen angeführten See entspricht. Als Spreckelsee nach Borchding hat ein kleiner, sowohl auf der Reichskarte (Blatt Bremerörbe, Nr. 176) als auch auf dem Meßtischblatt (Blatt Rhade, Nr. 1207) namenloser See zu gelten, der an der Nordostspitze einer von Glinsedt in nördlicher Richtung in das Hübnerhoops Moor vorspringenden Geestzunge liegt; er steht mit dem Hübnerhoops See nicht in Verbindung.

Das dauernde Vorkommen von *Heterocope saliens* in einem dieser Seen würde von erheblicher tiergeographischer Bedeutung sein. Das Hauptverbreitungsgebiet der Art liegt nämlich in Nord-europa einerseits, und in den Seen des Alpen-Karpathenbogens andererseits. Dort bevölkern die Tiere fern von der Uferzone als Schwelger das freie Wasser in großen Scharen. Man erklärt die heutige Trennung des Verbreitungsgebietes durch nachweisliche Wanderung der Art. In der zwischen den beiden Teilgebieten liegenden breiten Auslöschungszone ist *Heterocope saliens* nur von wenigen Fundorten in Schlesien, in der Lausitz und in Sachsen bekannt; in die Reihe dieser Vorkommen gehört auch das Auftreten im Hübnerhoops See. Um die Art hier neu zu bestätigen, um also festzustellen, ob wir es hier möglicherweise mit einer Restkolonie zu tun haben, habe ich den See im Laufe des letzten Jahrzehnts mehrfach und zu verschiedenen Jahreszeiten besucht, immer jedoch ohne den gewünschten Erfolg. Anfangs wurden die Untersuchungen nur vom Ufer aus mit dem Wurfnetz vorgenommen; im Vorommer dieses Jahres jedoch konnte ich, dank dem Entgegenkommen des Herrn Heinrich Schröder in Augustendorf sein längere Zeit nicht benutztes, für meinen Zweck aber wieder in Stand gesetztes Boot benutzen, so daß mir nun auch die See-mitte zugänglich war. Deshalb glaube ich jetzt mit genügender Bestimmtheit behaupten zu können, daß *Heterocope saliens* heutzutage im Hübnerhoops See nicht mehr vorkommt.

Da neuerdings nachgewiesen ist, daß *Heterocope* außer den gewöhnlichen Sommerzeiten auch hartschalige, dotterreiche Dauereier hervorbringen kann, so läßt sich mein Befund mit der Angabe von Poppe recht wohl vereinigen. Durch nordische Wandervögel, die den abgelegenen See gern und in großen Scharen aufsuchen, wurden die Dauereier gelegentlich in an den Füßen und am Gefieder haften gebliebenen Schlammanteilen in den Hübnerhoops See übertragen. Diese Einschleppung führte wohl zur Entwicklung einer später wieder erlöschenden Kolonie, nicht aber zur dauernden Besiedlung, weil die Lebensbedingungen, die der See bietet, den Ansprüchen der Tiere auf die Dauer nicht genügen konnten.

Da ich nach meinen früheren Erfahrungen auch bei der Untersuchung der Seemitte nicht mehr mit der Wiederauffindung des nordischen Fremdlings gerechnet hatte, bereitete mir das Ergebnis keine Enttäuschung. Die war ausschließlich auf Seiten der Augustendorfer Jugend, die durch den Transport des Bootes herbeigeloct, meine Bemühungen mit Aufmerksamkeit verfolgt hatte und nun hoffte, aus der schwarzen Tiefe nie gesehene, mindestens armtun und möglichst auch für die Küche verwendbare Tiere auf-tauchen zu sehen. Das von Hand zu Hand gehende Sammelglas erregte zunächst nur Kopfschütteln, erst als die Lupe in den win-nelnden Inhalt die Formen von zierlichen Rüsselkrebchen und die dunklen Gestalten der flinken Polydreniden mit ihrem riesigen Stirnauge unterscheiden ließ, wich die anfängliche Enttäuschung dem Staunen über den Reichtum des so vertrauten Heimatgewässers an gänzlich fremdartigem und bis dahin völlig unbekanntem Kleingetier.

Vom Hochzeitsbitter.

Wer auf dem Lande groß geworden ist und gute 50 Jahre — es können auch etwas mehr oder weniger sein — zurückdenken kann, der erinnert sich wohl gern daran, welche freudige Erregung oder gar Aufregung es im ganzen Hause gab, wenn der Hochzeitsbitter kam und nicht etwa nur Vater und Mutter, sondern das ganze Haus zur Hochzeit „nötigte“. Auf dem nicht immer mehr ganz nebelfreien Kopf die alte, aber saubergeputzte „Angsttröhre“, auf dem Leibe den schwarzen „sündigschen“ Rock, in der Hand den mit vielen bunten Bändern gezierten Stod, so trat er ernst und gravitätisch ein, um sein meist althergebrachtes, zuweilen auch durch eigene oder fremde Reimerel etwas verändertes Sprüchlein aufzu-sagen, dem besonders wir Kinder mit einer gewissen Andacht zu-hörten. Wenn er damit fertig war, wurde ihm gewöhnlich ein neues buntes Band an seinen Stod gebunden oder auch ein 12 Grosenstück (50 Pfennige) in die Hand gedrückt, ja, auch wohl bel-des. Dann zog er weiter, von Haus zu Haus, denn das ganze Dorf wurde geladen.

Unser alter Freund, der natürlich auch Wagentreter und „Kuhlengräber“ war (bei der ersten Beschäftigung lösten wir Kinder ihn gern ab, die zweite war uns sogar beim zusehen schon etwas unheimlich), bediente sich beim Hochzeitsbitten eines Sprüch-leins, das er selber, und wir mit ihm, einen „Smacksnad“ nannte, weil man, nach seiner eigenen Erklärung, das Hochzeitsessen schon im Voraus schmeckte, wenn er nur erst davon schmeckte. Es hatte folgenden Wortlaut, aus seinem eigenen Munde aufgeschrieben:

Väl Glück herin in jone Hus,
Unverst makt mi man nich kunsus,
Unners deist min Smacksnad mi nich glücken!
De Brägam M. M. deist mi schiden,
un mit em schidt mi ool de Brut,
de sütt echt moje un wader ut;
un bibben schall id Jo mit Ehren,
de Kost mit helpen to verteren.
Up neegsten Freebag is de Dag —
Dat nids nich Jo asholen mag!
Se hebbt genug, wenn ool nich väl:
tein Brot ut negen Schäpel Mehl —
woveele Spint de Schäpel meten,
dat hevw id unnerwegs vergeten.
En dagden Offen ward dor sin,
dree wollgeraden sette Swin,
de, dat se slacht weern schöolt un braden,
sid rein vor Freud nich weet to laten.
Dor sünd ool fiekuntwintig Höhner —
plüdt sünd se schön, man smoopt noch schöner.
To Mitt' upn Disch en grote Kalkut
mit Brut un Brägams Nam in de Smut,
in Niemels hett et de Köster sett,
de Ordel un Allens mit Jöten beddt,
Wuttjenter Wodder van de besten,
Edammer Käs', dat smect de Gäften!
Ool schöolt si sinnen Bank und Dsch,
de se mit braen Fleesch un Fisch,
mit Ries un Roken, Wust und Schinken,
ool mit wat Ratts, nich drögs, to drinken
mit allens, watt so eien nett,
un ool to drinken, is besett.
Ton Ries, hett mi de Magd vertellt,
is bl de Koh all Mehl bestellt,
un up de Wodder kummt nich an,
dat jo de Ries god alieden kann.
Tor See hebbt se den Jäger schidt,
to Holt den Fische — wenn jem glückt,
so schall mi in de Welt verlangen,
wat woll de beiden us wert fangen.
Bedeenen wert mit groten Fiet
Jo Schaffer un Schenker to rechter Tied
mit Brantwien, Wien un Dubbelbeer,
aß off Jo Dohst nich to löschen weer.
Dartoo gifft et ool Kooktabat
un dat van allerbesten Smad,
un overheer so veel Piepen
aß Hannen sünd, darno to griepen,
smökt ool woll mol en Froensmisch mit —
De Dampf is blau, de Piep is witt.
An Supphei schallt Jo ool nich sehlen,
Denn de Musanten schölt us spelen
na son vornehmen Dubbelack,
Datt van den Danß de Wallen knack,
So bibben Brut un Brägam nu,
vor sid tor Ehr', vor Lust vor Ju,
to rechter Tied sid intostellen,
wobi se ool noch laat vermellen,
dat se et recht von Harten meenen
un willt Jo ool is wedder denen.
So komt denn ool un blierw nich ut,
dat dankt Jo Brägam so as Brut,
un willt M Jo noch up wat bedenken —
vergät nich, de Brut to beschenken!

Und wir saßen und aßen und tranken, wir Kinder — es gab unschädliches Warmbier für uns — und rauchten den „Kalkut“ an, den kalatutischen Dahn mitten auf dem Tisch vor dem Ehrenplatz des Brantpaars, und sahen den Tanz der jungen Leute zu, während die alten aus langen weißen Tonpfeifen rauchten, da Zigarren damals noch nicht die Kleinherren hatten. O schöne Zeit, wie liegt du weit!

Manchen Hochzeitsgruß habe ich gehört und gelesen, aber dieser alte „Emaadsmat“ klingt mir wie ein Gruß aus der Jugendzeit.

Eine alte Art von Volksbelustigung auf den heutigen Schützenfesten.

Von Dr. E. Rudolf Jungelaus.

(Nachdruck verboten.)

Jemand „hat den Vogel abgeschossen“ ist eine Redewendung unserer täglichen Umgangssprache, die von vielen gebraucht wird, ohne daß ihnen immer zum Bewußtsein kommen dürfte, woher sie recht eigentlich stammt. Wie unsere Sprache, die gleichsam wie ein Organismus lebt, in gar vielen Fällen zur Trägerin alten Kulturgutes, zum Ueberlieferer geschichtlicher Umstände und Tatsachen, zur Fortpflanzerin alter Sitten und Bräuche, zur Minderin von Gefühlsregungen bei verschiedenen Verufen und Berufsgruppen usw. ganz allgemein häufig wird, so ist sie es auch in diesem Falle genannter Redensart geworden. Die letztere hat nämlich ihren Ursprung in dem auf ein hohes Alter zurückblickenden, weitverbreiteten Schützenwesen, in dem das, was heute gewöhnlich auf einer Ringscheibe zum Austrag gebracht wird, früher — teilweise besonders in anderen Gegenden auch heute noch — durch Abschießen einer Vogelfigur besorgt wurde, um zu erfahren, wer der Tüchtigste unter den Schützen zur Bekleidung der Königswürde wäre. „Neb' Lug' und Sand für's Vaterland,“ dieser alte, heute vielfach verkannte Spruch — indem die Schützenvereine oft ihren Zweck weniger in der Ausbildung von Schießtätigkeit, als in der Abhaltung von bloßen Vergnügungen erblicken — ist mit dem Herunterschießen des Vogels auf das engste verknüpft. Darüber kann man in den Protokollen aller Wildschützen manches lesen.

Schützenfeste sind von jeher nach Art großer Volksfeste gefeiert worden, verbunden mit Volksbelustigungen in verschiedenster Form. Dazu gehört auch seit alters eine solche, die sich in manchen Gegenden Niedersachsens, auch in unserer engeren Heimat zwischen Niederelbe und Niederrhein, bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Wenigstens weiß ich aus meiner Amaben- und späteren Jugendzeit, daß sie vor dem Kriege noch vielerwärts geübt wurde. Freilich ist durch den Krieg ja manches an altüberkommenen Volkstümern verloren — leider!

In einem mehr denn reichlich hundert Jahre alten Bericht erfahren wir von der hier gemeinten „Aufbarkeit“, die auch in Hannover üblich war, bei dem dreitägigen Scheibenschießen, das die Wirtenschaft der Altstadt unmittelbar nach Johannis feiert. In der Beschreibung heißt es: „Der Pfahl, der unter Trommelschall befestigt wird, ist mit Kleiderstücken und kleinen Hausgerätschaften von unten bis oben behangen. Man bedient sich jetzt eines hierin geliebten Merks dazu, den herumstehenden Zuschauern das Vergnügen zu machen, durch Herunterwerfen sich das Eigentum alles dessen zu erwerben, womit der Pfahl besetzt ist. Den Gipfel bedeckt ein Gut. Wenn er diesen aufgesetzt hat, so wird die mit hinaufgenommene Pistole geladen, an einen Blutsaden eine Kanne Bier in die Höhe gezogen und unter Absenerung der Pistole ausgeliefert. Vorher war es, wie im Göttingischen, mehreren Liebhabern, die es wagen wollten, erlaubt, Versuche auf den anlockenden Gewinn zu machen. Die Heruntergleitenden wurden aber für die Annahme der ihnen fehlenden Geschicklichkeit, womit sie das aufschauende Publikum getäuscht, obgleich gewöhnlich auch erfreut hatten, von dem Wirtschmeister geächtet.“ Diese Volkssitte war auch, und ist es bis heute, im Südbannoverschen, im alten Fürstentum Göttingen nach der Seite des Hargers zu und in dem angrenzenden Braunschweigischen in vielen Dörfern bekannt und gepflegt. Dasselbe ist der Fall gewesen auch im Bremen-Nordischen. Eine zeitgenössische Schilderung berichtet uns, mit einigen Unterschieden von der vorangegangenen Darstellung, darüber folgendes: „Wenn den jungen Leuten im Dorfe das sogenannte Johannisbier veranstaltet wird, so errichten sie an einem freien und offenen Orte im Dorfe eine schlanke, abgehackte und ihrer Spitze vermitzte Tanne oder Fichte von 60 bis 70 Fuß, befestigen diese mit dem blauen Ende in die Erde und schmücken sie, ehe sie sie aufrichten, oben auf der Spitze mit einem oder mehreren seidenen oder baumwollenen Tüchern, die die Schönen des Dorfes dazu hergeben. Wenn nun Jünglinge und Mädchen auf diesem zum Tanz bestimmten Platz mit Musik zusammenkommen, so suchen die Jünglinge, einer nach dem anderen, diesen hohen, schwankeenden Baum unter dem ermunternden Gelöse der Musik zu erklimmen, das aber weniger glückt. Sie bestreichen vorher den Baum mit Seife und machen ihn dadurch desto schlüpfriger und das Klettern desto gewagter. Oft rutschen sie, wenn sie bereits dem Gipfel nahe sind, mit zerrissenen Beinweibern plötzlich herab. Derjenige, der endlich so glücklich ist, das Tuch zu ergreifen, behält es und wird mit frohlockendem Jubel begrüßt. Hieraus wird getanzt, wo denn jener Sieger den ersten Tanz hat.“ Diese Sitte hat sich,

wie gesagt, unverändert bis in die Jetztzeit erhalten und wird es hoffentlich auch fernerhin.

Was aber noch interessant ist, das ist der Umstand, daß auch die Italiener dieselbe Art der Volksbelustigung kennen und üben. Darüber ist in einem alten Werke über Italien vom Jahre 1787, verfaßt von S. von Archenholz, zu lesen. Die Lombardien, Toskana und Neapel, also Gegenden sowohl des Nordens als auch des Südens des Landes, werden als die Stätten des in fast ganz derselben Weise gepflegten Brauchs genannt, der dort „Cuccagna“ genannt wird.

Sonnensehnsucht.

Von Heinrich Schulte.

(Nachdruck verboten.)

Still in sich hineinversunken stand ein Einsamer träumend und voll Sehnsucht am Wege und rang mit dem Weh. Da, wo die Quellen rauschen in Bergesgründen und Blumen blühen in lieblichen Tälern und blauer Himmel sich wölbt über ragenden Höhen und märchenfeliges Kinderland froh durch Wald und Busch hallt, stand seine Wiege. Dann führte ihn der Veruf hinaus in die große Stadt mit ihren rauchenden Schloten und dem Häusergewirr, aber ohne Blumen, ohne Verge, aber auch ohne klaren blauen Himmel, ohne goldleuchtende Sonne. Und doch hielt er dort lange Jahre aus; die Sonne trug er im Herzen und die Blumen in der Erinnerung und die Verge in seiner Sehnsucht. Heimatsehnen rührte ihn oft und sprudelte im Liebe hervor.

Als einmal wieder der Frühling die Blumen rief und der Denz früher und feierlicher seinen Einzug hielt als gewöhnlich und die holde Frühlingssonne selbst im Rauch der großen Stadt lieblich leuchtete, da ergriff ihn heisse Sehnsucht nach Licht und Sonne. Schon lange hatte er den Denz nicht mehr kommen sehen, sondern, wenn er eines Tages aus der Stadt herausging, von Sonnenfäden sanft gezogen, dann fand er ihn vor, und doch wollte er einmal wieder so gerne sein Kommen sehen, wollte auf Bergeshöhen oder in Talesgründen, in Wald und Busch auf ihn warten und sich unter sein frohes Gefolge mischen.

Da ließ er die Stadt mit seiner Dede und Kälte, ihrer Hast und Unruhe hinter sich und zog froh hinaus aufs Land, dahin, wo die Sonne klarer scheint und die Blumen schöner blühen und die Vögel froher singen, und dort begrub er sein Sehnen, mochte er auch unter Blumen und Vögel ein Einsamer bleiben, so hatte er doch Denz und Sonne wiedergefunden, und noch mehr, auch — sich selbst.

Northaten Stremels.

Von Albert Wühl.

(Nachdruck verboten.)

Wühl jeden Menschen nehmen, as he bi inne Müt klümt: en Offen börn Kopp slahn, en Smaal boddeben un en Klap en Stüd Sutter geiven.

Gen sad mal to mi: Künstlers brakt niks to bieten, he stoh ja bi den Herrgobb in Lohn un Brot! Dats' wull woer, — man wo so? Wenn en Banarrjenvogel anfangen schall to singen, warb he in en Müt But spart un in Düstern sett. Uwer lieters, — singt all de Vogels in't grote But bi Woder Grön ni beter?

Gen besapen Aert olwot nich, dat he en Dunast heit. He seggt: Niks för ungod, — it heff scheefe Stävel an! —

Bummel bi jonich up! Dat kost achterna anner Ald mehr Geld, as bi dat en Vergnügen weest is! —

Gein Klapperbeem heit Maneer! He kloppet immer dreemal an, besocht he mal Gen. Dorfür klümt he atwer ol nich werret, is he mal dor weest. —

Best du mal wat Gins maht, hea di dat: en Wild, dat ni immer Glas anne Wand hangt, ward vull Fleegenschiet!

Di helpt de Klorste Kümning all nich wat, maht du nich bi di Küm rein Disch!

Tredst du bi en rein Hemd an, besinn bi un segg: An will it ol en miagen Menschen mit antreden!

Nich in de Breebe gahn, — immer wöttelfast un hoch rut, so mußt din Weg fin!

Blattbütsch, un dat so platt, dat is juch so leeg as to hoch hochbütsch reden.

Deutschlerbechtigung. Die Ueberschrift in Nummer 10 des „Niederdeutschen Heimatblattes“ muß lauten: „Von einem ein st berühmten Landwührder“; und in dem Vers im letzten Absatz muß es statt „Wittgens Name“ heißen: „Wittgens St a m m.“ Rs.